



Leseprobe aus: Talkington, Liv, Forever, ISBN 978-3-407-74487-6
© 2015 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-74487-6>

KAPITEL 1

Ein Mann in einem schwarzen Anzug wartete auf mich. Er trug glänzende Schuhe und weiße Handschuhe und hielt ein Schild mit der Aufschrift »Wickham Hall« hoch. Ich kannte den Schriftzug von der Website. Die gute alte Fraktur. Eine Schrift, die kein Mensch entziffern kann. Eine Schrift, die verkündet: »Wir sind so wichtig, dass uns völlig egal ist, ob ihr unser Logo lesen könnt oder nicht.« Eine Schrift, wie man sie auf Londoner Friedhöfen findet. Nicht dass ich je in London gewesen war. Aber ich habe eine Schwäche für Schriften. Sie sind ein Teil von meiner Kunst.

Der Mann musterte mich mit – Mitleid wäre zu viel gesagt, aber es gehörte eindeutig ins Mitleidsspektrum. Vielleicht war es pure Anteilnahme. Dann fiel sein Blick auf meine Fingernägel, und er fragte mich, ob ich mich »frisch machen« wolle.

»Das ist Tinte, kein Dreck«, erklärte ich. »Es geht nicht mehr ab.« Das Mitleid verwandelte sich in kaum verhohlenen Ekel. »Nein, keine Tätowierungstinte. Tusche. Vom Zeichnen.« Doch er nickte nur knapp, als interessierte ihn kein bisschen, was ich unter den Fingernägeln hatte.

Ich hatte das Zeichnen so beiläufig erwähnt, als wäre es eine Betätigung wie Duschen oder Zur-Schule-Gehen, etwas,

das ich nebenbei erledigte. Dabei war Zeichnen meine *einzigste* Betätigung. Oder wenigstens die einzige, die mir wichtig war. Meine Bilder waren der Grund, warum ich hier stand, an der Gepäckausgabe des Bostoner Logan Airport auf dem Weg ins beste Internat des Landes, wo ich meine beiden letzten Schuljahre verbringen würde. Mit meinem Notendurchschnitt hätte ich bestimmt kein Stipendium für Wickham Hall bekommen. Es musste also an meiner Mappe liegen. Ich hatte monatelang daran gearbeitet, weil ich wusste, dass sie meine einzige Chance war, mein altes Leben hinter mir zu lassen.

Der Mann war überrascht, als er sah, mit wie wenig Gepäck ich reiste. Ein Seesack mit meinen Kleidern. Und ein sehr schwerer Koffer.

»Schuhe?«, fragte er verständnisvoll, als er den Koffer vom Fließband auf einen Gepäckwagen hievt.

Ich schüttelte den Kopf. »Bücher, alte Zeitschriften. Tinte.« Für meine Collagen. Ich hatte eingepackt, was ich tragen konnte. Ich wollte kein Risiko eingehen, was das Sortiment des schuleigenen Schreibwarenladens anging.

Der Mann rollte mein Gepäck nach draußen, und als ich ihm folgte, spürte ich zum ersten Mal am eigenen Leib, wie sich Schwüle anfühlte. Ich hatte schon viel von der hohen Luftfeuchtigkeit im Sommer an der Ostküste gehört, aber jetzt lief ich gegen eine Wand – die Luft war so schwer wie die Ölfarbe auf einer Leinwand von Monet. Ich bin in Nevada im Wüstenklima geboren und noch nie östlich des Grand Canyon gewesen. Oder östlich von Las Vegas. Ehrlich gesagt bin ich so gut wie nie aus Vegas rausgekommen. Einmal wa-

ren wir in Reno. Unser einziger großer Familienurlaub. Meine Eltern haben es nicht so mit Urlaub. Nicht weil sie lieber arbeiten – lieber arbeiten sie nicht –, aber Urlaub kostet Geld. Und Geld war bei uns Mangelware.

Und jetzt stellt euch vor, wie ich mich fühlte, als der Mann auf eine riesige Stretchlimousine zuging. Kein Witz. Eine richtige schwarze Stretchlimousine. Mit getönten Fenstern.

»Eigentlich hatte ich einen Schulbus erwartet. Diese alten gelben, wissen Sie, was ich meine?«

»Aber nicht in *Wickham Hall*.«

Als wir den Großraum Boston passiert hatten, versuchte ich, das Fenster zu öffnen, aber es war verriegelt. Der Mann beobachtete mich im Rückspiegel, ohne mit der Wimper zu zucken. Irgendwann bat ich ihn höflich um Hilfe. Erst da ließ er sich dazu herab, das Fenster zu entriegeln. Ich streckte mich auf der Rückbank aus und sah durchs offene Fenster in den Himmel. Himmel, Wolken, Bäume, alles verschwamm zu Farbfeldern in Blau, Weiß, Grün, die übereinandergeschichtet waren wie auf einem Gemälde von Rothko. Nur dass Rothko fast nie Grün benutzte.

Als ich mich wieder aufrichtete, waren wir bereits in New Hampshire, und auf jedem Nummernschild stand: »*Live Free or Die*.« »Lebe frei oder stirb« – was für ein Wahlspruch! Viel schöner als das Motto von Nevada: »*All For Our Country*.« »Alles für unser Land« – was war damit überhaupt gemeint? »*Live Free or Die*« war ein Satz, den ich sofort unterschreiben würde, und das nicht nur, weil er mit meinem Namen

begann. Er war romantisch und leidenschaftlich. Ich verehrte alles, was romantisch war. Natürlich nicht irgendwelchen rührseligen, sentimentalen Hollywood-Kitsch. Ich meine die Epoche der Romantik, Substantiv. Die romantischen Dichter und Dichterinnen, Künstlerinnen und Künstler. Byron, Shelley, Keats und natürlich William Blake.

Lebe frei oder stirb. Ich musste an Modiglianis Muse Jeanne Hébuterne denken, die am Tag nach dem Tuberkulosestod ihres Geliebten hochschwanger mit dem zweiten Kind aus dem fünften Stock in den Tod sprang. Oder an den Dada-Künstler René Crevel, der am Tag, bevor der »Internationale Kongress der Schriftsteller zur Rettung der Kultur« sein Werk zensieren wollte, den Gashahn aufdrehte und sich das Leben nahm.

Es gab unzählige Beispiele in der Geschichte, aber man konnte sich kaum vorstellen, dass heute noch jemand sein Leben für die Freiheit gab, oder auch nur für die Liebe – jedenfalls nicht in Amerika. Alle, die ich kannte, waren viel zu abgestumpft, um auch nur in die Richtung zu denken. Meine Eltern gingen meistens nicht mal zu Wahl. Selbst die Jungs in der Schule, die zur Armee wollten, taten es bloß wegen des Studiums, das von der Armee finanziert wurde, und wegen des sicheren Arbeitsplatzes. Keiner von ihnen würde behaupten, er täte es für sein Land oder die Freiheit. Vielleicht hatten sie Angst, sich lächerlich zu machen. Ich fände es überhaupt nicht lächerlich.

Würde ich für die Freiheit sterben? Für die Liebe? Ich bildete mir gern ein, ich wäre dazu fähig, aber wie sollte ich für die Liebe sterben, wenn ich nie geliebt hatte? Ich meine nicht

nur, dass ich noch nie einen Freund gehabt hatte. Ich habe überhaupt noch nie geliebt. Die Frau vom Jugendamt sagte, es sei ein Schutzmechanismus, und vielleicht hat sie recht. Bevor ich endlich adoptiert wurde, hatte ich vier Pflegefamilien hinter mir. Ich wurde sozusagen von klein auf von der Liebe entwöhnt.

Oder ich war einfach mit der falschen Familie zusammengewürfelt worden. Konnte vorkommen, oder? Man landete bei den falschen Adoptiveltern, wie man beim Internet-Dating beim falschen Typen landen konnte.

Auf dem Weg zum nördlichen Zipfel von New Hampshire passierten wir erst Manchester, dann Concord, und dann drangen wir immer tiefer in die Wälder ein, die viel dichter waren als jede Form von Vegetation, die ich bis dahin kannte.

Nach mehreren Stunden tauchte plötzlich eine hohe, alte Steinmauer vor uns auf. Ich erkannte sie sofort. Auf der Website wurde damit geworben: *Wickham Hall – vollständig eingeschlossen von einer Mauer aus dem Jahr 1781*. Ich glaube, sie hatte irgendwas mit dem Unabhängigkeitskrieg zu tun. Eine Weile fuhren wir an der Mauer entlang. Das Gelände war viel größer, als ich es mir vorgestellt hatte. Ich wollte etwas sagen, aber der Fahrer jagte mir irgendwie Angst ein und so hielt ich den Mund. Stattdessen nahm ich mein Skizzenbuch und die Tinte heraus.

Wir waren spät dran. Der Mann erklärte mir nachdrücklich, dass es nicht seine Schuld sei, sondern meine, beziehungsweise die meines verspäteten Flugzeugs.

»Unpünktlichkeit wird in Wickham Hall nicht geduldet«, sagte er vorwurfsvoll. Er werde mich direkt zum Hauptgebäude fahren, damit ich mich gleich der Führung für die Neuankömmlinge anschließen könne. Ich fragte, ob ich die Tour nicht ausfallen lassen könne. Nein, entgegnete er, es handle sich um eine Pflichtveranstaltung – und beendete das Gespräch, indem er das Fenster zwischen uns schloss.

Ich betrachtete mein Spiegelbild in der getönten Scheibe. Es war nur ein Schatten, doch genug, um die unseligen Ringe unter meinen Augen zu sehen und die Silhouette meines dunklen, struppigen Haars.

Im flimmernden Licht, das im Vorbeifahren durch die Bäume fiel, glitzerte das Medaillon, das ich um den Hals trug, wie eine Discokugel. Ich wollte mir gerade mit dem Ärmel den Glanz von der Nase wischen, als wir langsamer wurden. Ein Tor öffnete sich und wir passierten ein Pförtnerhäuschen. Im nächsten Moment hatte ich mein Spiegelbild vergessen.

Vor mir erstreckte sich eine perfekte Parklandschaft, so weit das Auge reichte. Ich hatte gegen sogenannte Perfektion immer Vorurteile gehabt. Wenn man genau genug hinsah, fand man immer einen Makel. Und wirklich, jenseits des englischen Rasens ragte ein gedrungener Hügel am Horizont auf, der von der gezackten Silhouette eines alten Friedhofs gekrönt wurde. Das gefiel mir schon besser. Auf der anderen Seite erhoben sich vier stattliche Gebäude im Kolonialstil. Im Geschichtsunterricht hatten wir Mount Vernon durchgenommen, den Landsitz des ersten amerikanischen Präsidenten, und genau so sahen diese Häuser aus – ehrwürdige,

klassizistische Herrenhäuser mit weiß gestrichenen Holzfasaden, schwarzen Fensterläden und einem spitzen Türmchen auf dem Dach.

Dann entdeckte ich ein märchenhaftes viktorianisches Holzhaus mit geschnitzten Simsen, das an ein Pfefferkuchenhaus erinnerte. Und dahinter noch eins. Und noch eins. Auf einem Schild stand, dass hier die Lehrer wohnten. Ich wollte den Mann bitten anzuhalten, aber dann fiel mein Blick auf den Kunstbau. Natürlich kannte ich ihn von Fotos. Der Kunstbau war der Grund, warum ich unbedingt nach Wickham Hall wollte. Laut Website war es der einzige Neubau in Wickham Hall. Der berühmte Architekt Rem Koolhaas hatte ihn als »die perfekte Feier der Künste« entworfen, hieß es. Wenigstens damit hatten sie recht. Der Bau wirkte wie die Explosion von allem, was ich liebte. Ich konnte es kaum abwarten, das Gebäude zu betreten, meinen Koffer auszupacken und endlich ein richtiges Atelier zu haben.

Zu Hause hatte ich immer in meinem Zimmer gemalt. Den Boden musste ich mit Malerplane abdecken, weil wir Teppichboden in der Wohnung hatten. Wenn ich nur einen Fleck machte, sagte meine Mutter, müsste ich die Reinigung selbst bezahlen. Manchmal, wenn es nicht zu heiß war, arbeitete ich vor dem Haus oder im Park um die Ecke, aber in Las Vegas war es fast immer zu heiß.

Ich hatte ein Stück weiter gerade eine kleine neogotische Kirche entdeckt, als die Limousine vor dem Hauptgebäude zum Stehen kam. Bevor ich begriff, was los war, war der Mann ausgestiegen, um den Wagen herumgekommen und öffnete

mir die Tür. Er zeigte auf eine kleine Versammlung auf der Freitreppe.

»Ihr Gepäck erwartet Sie in Ihrem Zimmer. Sie wohnen in Haus Skellenger«, erklärte er, dann schloss er die Tür und fuhr davon.

Auf halber Treppe standen fünf oder sechs Schüler, die einem Mädchen mit glattem blondem Haar folgten. Alle waren ähnlich angezogen, im Einklang mit dem »Dresscode«, der auf der Website nachzulesen war – Hemd, Krawatte und Sakko für die Jungs, knielange Röcke und Blazer für die Mädchen.

Ich rief, doch die Blondine reagierte nicht. Also lief ich die Treppe hoch.

»Olivia Bloom, du bist zu spät«, rügte sie mich, als ich die Gruppe eingeholt hatte. Nicht die warme Begrüßung, die ich mir nach meiner Reise über den halben Kontinent erhofft hatte.

»Tut mir leid, mein Flug hatte Verspätung.«

»Wir haben einen engen Zeitplan.« Sichtlich irritiert von der Unterbrechung, widmete sie sich wieder ihrer Führung. »Wo war ich stehen geblieben?«

»Die Präsidenten«, schleimte einer der anderen neuen Schüler.

»Ja, genau. Wie gesagt, zwei der populärsten Präsidenten der Vereinigten Staaten hatten hier oben ihre Zimmer.« Sie wies auf die oberen Fenster des Hauptgebäudes. Dann zeigte sie auf die herrschaftlichen Wohnheime. »Und zwei weitere haben da drüben gewohnt. Googelt es, wenn ihr es nicht

schon wisst. Worauf ich hinauswill: Wickham Hall besitzt eine glanzvolle Geschichte, illustre Ehemalige und ein mächtiges Netzwerk, das sich über die ganze Welt erstreckt.« Sie klang, als würde sie in eine unsichtbare Kamera sprechen. »Und jetzt kommt mit. Wir haben noch viel zu sehen.«

Sie drehte sich auf dem Absatz um und stieg die Treppe hinauf. Ich war wie hypnotisiert von ihrem Haarschnitt. Ich hatte noch nie einen so messerscharfen Pagenkopf gesehen. Irgendein Blog würde ihre Frisur wahrscheinlich als den perfekten Bob posten. Ich fand, sie sah aus, als hätte sie sich ein Stück Pauspapier um den Kopf gewickelt.

Wir betraten die Eingangshalle des Hauptgebäudes, eine luxuriöse, machohaft Lobby mit handgeschnitztem Kamin und einem massiven Zinnkronleuchter. Der Raum wirkte wie ein Rauchsalon, in dem Zigarren geraucht wurden ... oder Pfeifen, auf jeden Fall Pfeifen. Die einladenden Ledersessel waren leer. Erst jetzt fiel mir auf, dass ich seit meiner Ankunft außer unserer kleinen Gruppe noch keinen einzigen Schüler gesehen hatte.

Das Mädchen mit dem Bob steuerte eine kleinere Tür an, die zu einer Wendeltreppe in den Keller führte. Die Treppe war so schmal, dass wir im Gänsemarsch gehen mussten. Ich war die Letzte, und als ich das Ende der gefühlten hundert Stufen erreichte, hatte ich den Anfang ihrer Rede verpasst. Nicht dass es mich sonderlich interessiert hätte.

»Ich weiß nicht, ob ihr von den lächerlichen Gerüchten gehört habt, es würde in Wickham Hall spuken. Die Wickies geben die Geistergeschichten von Generation zu Generation

weiter, um sich die Zeit zu vertreiben. Und Nicht-Wickies greifen die Geschichten auf, weil es in der *richtigen* Welt ehrlich gesagt nicht viel an Wickham Hall gibt, worüber sie sich lustig machen könnten.«

»Wickies?«, fragte ich.

»Ja, Wickies«, antwortete sie trocken, dann drehte sie sich um und führte uns in einen dunklen Gang. Ich blieb an einem Türbogen stehen und sah in eine kleine Nische. »Wir nennen dieses Gewölbe die Katakomben. Die Katakomben verbinden die sechs ursprünglichen akademischen Gebäude. Und wie ihr sehen könnt, spukt es hier nicht.«

Wie aufs Stichwort ging das Licht aus. Es wurde stockfinster. Die Gruppe war schon ein paar Meter weiter gegangen, und ich hörte, wie unsere Führerin versuchte, Ruhe zu bewahren. Ich lachte in mich hinein – es war, als würde ein Geist gegen die Verleugnung seiner Existenz protestieren (nicht dass ich an Geister glaubte) –, aber dann spürte ich plötzlich etwas. Ich wirbelte herum. Es fühlte sich an, wie wenn im Supermarkt einer dieser riesigen Kühlschränke aufging – mir schlug ein eiskalter Lufthauch entgegen. Nur dass es hier unten keine Türen gab. Oder Fenster.

»Hallo?«

Ich streckte die Arme in die Finsternis aus.

Das Bob-Mädchen dachte, ich redete mit ihr. »Ist das Olivia? Wir sind hier vorne! Bitte sondert euch nicht von der Gruppe ab!«

Ich folgte ihrer schrillen Stimme und dem Getuschel der nervösen Neuankömmlinge.